

Reihe
Germanistische
Linguistik

285

Herausgegeben von Armin Burkhardt, Heiko Hausendorf,
Damaris Nübling und Sigurd Wichter

*Elisabeth Birk /
Jan Georg Schneider (Hg.)*

Philosophie der Schrift

Max Niemeyer Verlag
Tübingen 2009



Reihe Germanistische Linguistik

Begründet und fortgeführt von Helmut Henne, Horst Sitta und Herbert Ernst Wiegand

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

ISBN 978-3-484-31285-2 ISSN 0344-6778

© Max Niemeyer Verlag, Tübingen 2009

Ein Imprint der Walter de Gruyter GmbH & Co. KG

<http://www.niemeyer.de>

Das Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung außerhalb der engen Grenzen des Urheberrechtsgesetzes ist ohne Zustimmung des Verlages unzulässig und strafbar. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.
Printed in Germany.

Gedruckt auf alterungsbeständigem Papier.

Druck und Bindung: AZ Druck und Datentechnik, Kempten

Inhalt

Vorwort..... VII

Elisabeth Birk & Jan Georg Schneider

Christian Stettens Philosophie der Schrift 1

I. Alphabetschrift und Orthographie

Peter Eisenberg

Schreibvarianten 11

Hartmut Günther

Alphabetschrift und Alphabetreihe – Entwicklung und Aneignung 27

Albert Bremerich-Vos

Das „Mimesisbild der Alphabetschrift“ und didaktische Kontroversen
zum Schriftspracherwerb 43

II. *written language bias* und *spoken language bias*

Jürgen Villers

Über den Skriptomorphismus der Philosophie 59

Frank Liedtke

Schrift und Zeit. Anmerkungen zu einer Pragmatik des
Schriftgebrauchs 75

III. Medium und Medienwechsel

Ludwig Jäger

Das schreibende Bewusstsein. Transkriptivität und Hypotypose
in Kants „Andeutungen zur Sprache“ 97

Gisela Fehrman & Erika Linz

Eine Medientheorie ohne Medien? Zur Unterscheidung von
konzeptioneller und medialer Mündlichkeit und Schriftlichkeit 123

VI

Hans Julius Schneider

Transposition – Übersetzung – Übertragung.
Das Bild vom Transport ‚semantischer Gehalte‘ und
das Problem der interkulturellen Kommunikation..... 145

Josef Klein

Über die strategische Ausnutzung kognitiver Kontrollschwächen
bei Mündlichkeit. Eine politolinguistische Miscelle..... 161

IV. Schriftgeschichte und Schriftbild

Mareike Buss & Jörg Jost

Die Schrift als Gewebe und als Körper.
Eine metaphorologische Skizze 169

Thomas Niehr

Frakturschrift und Purismus – eine unheilige Allianz.
Die Re-Ideologisierung von Schriftarten im 21. Jahrhundert..... 183

V. Verschiedene Schriftsysteme im Vergleich

Sonja Häffner

Kanji. Eine symboltheoretische Einordnung 205

Soichiro Itoda & Hans-Joachim Knaup

Japanischer Schriftdiskurs zwischen Oralität und Literalisierung 221

Vorwort

Christian Stetter zum 65. Geburtstag

Dieser Band ist Christian Stetter gewidmet. Seine Philosophie der Schrift war Ausgangspunkt für Beiträge aus Linguistik und Philosophie, Schriftdidaktik und Medientheorie. Wir hoffen, mit dieser Vielfalt der Themen einen Eindruck von der Bandbreite und Bedeutung seines Ansatzes zu geben.

Wir danken den Autorinnen und Autoren sowie dem Niemeyer Verlag für die gute Zusammenarbeit, den Reihenherausgeberinnen und -herausgebern für die Aufnahme in die RGL, insbesondere Angelika Linke für ihre Unterstützung im Vorfeld, und – last but not least – Simone Heekeren für die sorgfältigen Satzarbeiten.

Elisabeth Birk und Jan Georg Schneider

Aachen, Dezember 2008

Christian Stetters Philosophie der Schrift

Für zwei Disziplinen ist der formale Umgang mit der Sprache konstitutiv: für die Philosophie und die Sprachwissenschaft. Dass ihre Entstehung mit dem Gebrauch der Alphabetschrift verbunden ist, das ist der Grundgedanke von Christian Stetters Philosophie der Schrift. In „Schrift und Sprache“ wird dieser Gedanke in seiner ganzen Komplexität entfaltet: Humboldts und Wittgensteins sprachphilosophische Grundeinsichten werden auf den Bereich der Schrift übertragen und für die Analyse unserer Begriffe von Logik, Metaphysik und Grammatik fruchtbar gemacht. Auf diese Weise erscheinen die grundlegenden Verfahren von Sprachwissenschaft und Philosophie in einem neuen Licht, und die Konsequenzen dieses Perspektivwechsels betreffen so unterschiedliche Bereiche wie die Theorie der Orthographie, die Interpretation der Platonischen Spätdialoge und die Geschichte der Grammatik.

Humboldts Gedanke, Sprache sei phänomenal nur immer als jeweils bestimmte Sprache zu fassen und als solche konstitutiv für die jeweilige Weltansicht, führt ihn auch im Bereich der Schrift dazu, unterschiedliche Rückwirkung der Schrifttypen auf die Sprachen anzunehmen, die mit ihnen geschrieben werden.¹ Zwar unterlegt Humboldt seiner Schrifttheorie ebenso wie seiner Sprachtypologie eine teleologische Ausdeutung, in der die Alphabetschrift am Ziel der Entwicklung steht, doch sieht man von diesem „eurozentrischen ‚Restbestand‘“² ab, lässt sich hier eine medientheoretisch äußerst moderne Position ausmachen. Nicht nur wirkt die Schrift auf die gesprochene Sprache zurück, sondern sie ist – im Vokabular der neueren Medientheorie ausgedrückt – ebenso wie die gesprochene Sprache ein Medium, das am Mediatisierten seine Spur³ hinterlässt: „Auch die Verschiedenheiten von Schrifttypen müssen Rückwirkungen auf das Denken zeitigen, das sich je in ihnen artikuliert.“ (Stetter 1997: 466).

Ausgehend von Humboldt lässt sich *Schrift* so als Bezeichnung für ein originär plurales Medium, für ein Bündel unterschiedlicher symbolisierender Verfahren auffassen. Diese Verfahren sind in ihren heutigen Formen Produkte von Evolutionsprozessen⁴ – also gerade nicht Momente einer gerichteten Entwicklung, die im Alphabet ihr Telos hätte. Diese teleologische Denk-

¹ Vgl. Humboldt (1963 [1824]).

² Stetter (2004: 25). Das Zitat bezieht sich im Original auf die Sprachtypologie.

³ Vgl. Krämer (1998); Stetter (2005: 67ff.).

⁴ Stetter bezieht sich hier auf Leroi-Gourhan, vgl. Stetter (1997: 9).

figur, die im Grunde der gesamten älteren Schrifttheorie ihren Stempel aufgedrückt hat, hängt letztlich an der Vorstellung, die Schrift diene nur dazu, die gesprochene Sprache ‚abzubilden‘, und das Alphabet sei diesem Ziel eben am nächsten gekommen.

In Stetters Überlegungen ist ein Weg aufgezeigt, wie schrifttheoretische Überlegungen die Pluralität von Schrifttypen ernst nehmen und gleichzeitig einer ethnozentrischen Ausdeutung ihres Verhältnisses entgehen können: Es gilt, das Verhältnis von Schrift und Sprache gegen das Gewicht einer übermächtigen Tradition neu zu beschreiben. Das gelingt, wenn man Schrift als autonomes Symbolsystem auffasst, von dem man sich im Rückgriff auf Wittgensteins Sprachphilosophie einen pragmatischen Begriff machen kann: Schreiben ist jeweils eine historisch gewachsene Praxis, deren pragmatische ‚Tiefengrammatik‘ (im Sinne der „Philosophischen Untersuchungen“) allererst zu beschreiben ist. Wenn man sich von dem Gedanken löst, die Schrift sei in erster Linie Abbild der gesprochenen Sprache, dann erscheint sie als ein eigenständiges Medium: ein Medium, das der jeweiligen Botschaft ihre spezifische Form gibt. In „System und Performanz“ verdeutlicht Stetter diesen Sachverhalt u.a. mit den Mitteln der Goodman’schen Symboltheorie: Mit jeder schriftsprachlichen Äußerung, mit jeder Insription (Token) exemplifiziert man den jeweiligen Typ; man exemplifiziert darüber hinaus eine bestimmte syntaktische Verwendung und eine semantische Referenz (Stetter 2005: 82ff.). Da die Inhalte eines geschriebenen Textes direkt in der Schrift artikuliert werden (ohne einen Umweg über die Lautsprache), entwickeln schriftliche Performanzen ein mediales Eigenleben, sie sind Sprechhandlungen, die gelingen oder misslingen können.

Legt man Schriften auf eine abbildende Funktion fest, verwechselt man – wie Stetter für das Alphabet bemerkt – ihr ‚Funktionsprinzip‘ mit ihrem ‚Konstitutionsprinzip‘ (vgl. Stetter 1997: 62): Im Prozess ihrer Entstehung sind Schriften Problemlösungen, die durch eine Unterordnung des „Graphismus“ unter den „Phonismus“ den gleichen Grad an artikulatorischer „Differenzierungsmächtigkeit“ wie die gesprochene Sprache ausbilden, gerade dadurch dann aber zu einer funktionalen Autonomie gelangen (Stetter 1997: 9).

Mit diesen Überlegungen sind nicht nur für die Schrifttheorie die Karten neu gemischt. Das Provozierende einer pluralen und pragmatischen Auffassung von Schrift wird deutlich, wenn man sich vor Augen führt, dass die gesprochene Sprache nur in der Verschriftung zum Gegenstand systematischer formaler Reflexion werden kann. Die Fluktuanz des Mündlichen entzieht es der Zugriffsweise, die konstitutiv für philosophische und sprachwissenschaftliche Analysen ist; diese bedürfen der Schrift, sind damit aber auch jeweils an eine bestimmte Schrift, einen bestimmten Schrifttyp als das Medium gebunden, in dem ihr Gegenstand sich zeigt. In „Schrift und Spra-

che“ stellt Stetter den Entstehungsprozess von Philosophie und Sprachwissenschaft aus dieser Perspektive dar, liest Platon und Saussure mit Blick auf deren merkwürdiges Verhältnis zur Schriftlichkeit: In der Verschränkung von (alphabet-)schriftgebundener Praxis und theoretischer Verdrängung der Schriftlichkeit kristallisieren sich die Grundlagen beider Disziplinen heraus.

Die philosophische Tradition reflektiert diese Problemlage in der Debatte um das Verhältnis von ‚lebendiger‘ Rede und ‚totem‘ Buchstaben, von Präsenz und Abwesenheit. Für die Philosophie ist mit der Frage nach dem Verhältnis von Schrift und Sprache diejenige nach ihrem eigentlichen Medium gestellt. Allerdings wird sich diese Fragestellung, die ihre erste kanonische Form in der Schriftkritik des „Phaidros“ findet, noch einmal anders darstellen, wenn man von der radikalen Pluralität der Schrifttypen ausgeht: Dann kann man in den Schriften Platons und Aristoteles’

der Genese formalen Denkens – Logik und Grammatik – aus dem Umgang mit der Schrift, die hier aus kontingenten Gründen eben das Alphabet war, nicht nur zusehen, sie wird in diesen Texten auch als solche reflektiert – mehr noch: diese Texte sind *die* Dokumente schlechthin eines singulären historischen Moments, der ‚formales‘ Denken erzeugt. (Stetter 1997: 14)

Platon thematisiert und reflektiert das noch junge Medium (Alphabet-)Schrift immer wieder im Kontrast zur lebendigen Rede seines Lehrers: Der in Platons geschriebenen Texten ‚mündlich‘-dialogisch philosophierende Sokrates stellt gleichsam die Inszenierung dieses Übergangs dar. In diesem Spannungsfeld von Oralität und Literalität bewegen sich die Dialoghandlungen der großen Platonischen Texte, etwa des „Parmenides“, des „Kratylos“ und des „Phaidros“.⁵

Einerseits steht Platon dem ‚neuen Medium‘ Schrift äußerst reserviert gegenüber – die Schriftkritik im „Phaidros“ lässt hier wenig Interpretationsspielraum: Die Schrift verschlechtert unsere Gedächtnisleistungen, sie ist bloß äußerliches ‚Abbild‘ (Zeichen des Zeichens) und führt dazu, dass Laien sich für Experten halten, wenn sie sich Lehrbuchwissen angeeignet haben (Phaidros 274e–275b). Außerdem bedeutet die Verschriftung der Philosophie für Sokrates und Platon den Verlust auktorialer Kontrolle:

Ist sie aber einmal geschrieben, so schweift auch überall jede Rede gleichermaßen unter denen umher, die sie verstehen, und unter denen, für die sie sich nicht gehört, und versteht nicht, zu wem sie reden soll und zu wem nicht. Und wird sie beleidigt oder unverdienterweise beschimpft, so bedarf sie immer ihres Vaters Hilfe; denn selbst ist sie weder imstande sich zu schützen noch sich zu helfen.⁶

⁵ Vgl. hierzu Stetter (1997: Kap. 8).

⁶ „Phaidros“ 275d f. – Vgl. hierzu auch „Parmenides“ 128d.

Die Rezeption eines geschriebenen, in Umlauf gebrachten Textes lässt sich kaum noch steuern. Diese Eigenart des Mediums Schrift, die Besonderheit „zerdehnter Kommunikation“ (Ehlich) hat Platon früh erkannt.

Andererseits formuliert Platon nicht nur in der Schrift die Grundlagen der abendländischen Philosophie, er nutzt auch in buchstäblich unerhörter Weise die Darstellungsmöglichkeiten, die das neue Medium bietet. Im „Parmenides“ „entwickelt Platon [...] eine die Vollständigkeit der Argumentation demonstrierende Kombinatorik“ (Stetter 1997: 339), eine formale Dialektik, die nur in der Schrift diejenige Übersichtlichkeit entfaltet, die ihren Sinn ausmacht.

Für die Sprachwissenschaft ist die Frage nach dem Verhältnis von Schrift und Sprache diejenige nach der Konstitution ihres Gegenstandes. Galt lange Zeit die gesprochene Sprache als ausschließlicher Gegenstand linguistischer Untersuchung, rücken heute mediale Unterschiede zwischen Mündlichkeit und Schriftlichkeit zunehmend in den Blick. Damit ist allerdings noch nicht das theoretisch eingeholt, was man als den „Fetischcharakter der Schrift“ (Stetter 1997: 276) bezeichnen kann: der Umstand, dass Schrift in der Sprachwissenschaft als implizites Modell der gesprochenen Sprache fungiert. Dies ist kein ‚Umweg‘, sondern gleichsam Bedingung der Möglichkeit der linguistischen Gegenstandsgewinnung: Erst die Verschriftung ermöglicht das Auseinandertreten von *langue* und *parole* und damit die Betrachtung der Sprache als System. In der schriftlichen Fixierung wird die Rede allererst als Folge typisierter Einheiten analysierbar. Damit hängt auch eine der Grundüberzeugungen der modernen Sprachwissenschaft zusammen, der Gedanke der Arbitrarität des Zeichens: Die Manipulation des signifiant unter Absehung von der Bedeutung, wie sie eine formale Sprachbetrachtung erfordert, ist ebenfalls abhängig von der Verschriftung.

Auch hier hat es radikale Konsequenzen, wenn man die Pluralität der Schrifttypen ernst nimmt:

Daraus ergibt sich eine Art linguistisches Relativitätsprinzip: Es hängt von der Art und Leistungsfähigkeit der jeweiligen Schrift ab, was als linguistisches Objekt phänomenal in Erscheinung treten kann. (Stetter 1997: 131)

Insbesondere ist schrifttypabhängig, welche sprachlichen Einheiten angesetzt werden: Unser Wort- und unser Phonembegriff verdanken sich der alphabetischen Verschriftung, nicht der Phänomenologie der gesprochenen Sprache.

„Schrift und Sprache“ lässt sich so als – im foucaultschen Sinne – genealogische Studie von Philosophie und Sprachwissenschaft lesen: Die Beschreibung der Emergenz von Notwendigkeit aus kontingenten Bedingungen. Damit sind die Konsequenzen der schrifttheoretischen Grundüberlegungen des Textes aber keineswegs ausgeschöpft. Sie eröffnen neue Perspektiven auf

eine ganze Reihe weiterer Fragestellungen, von denen der vorliegende Sammelband einige der wichtigsten aufgreift.

Der Band gliedert sich insgesamt in fünf Teile. Der erste widmet sich den Themen Alphabetschrift und Orthographie. Fasst man Schrift als autonomes Symbolsystem auf, hat das sowohl für die Debatte um die Orthographie-reform als auch für Fragen der Schriftdidaktik Konsequenzen – schon allein, weil die Frage der Lauttreue dann nicht mehr bestimmend im Zentrum steht. Peter Eisenbergs Überlegungen zum Begriff der „Schreibvariante“ – wann sollen unterschiedliche Schreibweisen als Varianten gelten? – zielen letztlich auf die Frage, wie sich Bedeutungen in der Schrift selbst ausdifferenzieren. Eisenberg vergleicht dazu die verschiedenen Stadien der Rechtschreibreform miteinander und stellt dabei u.a. die Frage, ob die neueste Version, die ja vom Rat für deutsche Rechtschreibung mitgestaltet wurde, nun einen Fortschritt gegenüber der ‚alten Rechtschreibung‘ darstellt.

Ausgehend von der Überlegung, dass die Segmentierung der Rede in Phoneme keine Entdeckung, sondern eine von der Alphabetschrift her induzierte Abstraktionsleistung ist, beschäftigt Hartmut Günther sich mit der Entwicklung und der Aneignung des Alphabets, also – wenn man so will – mit seiner Phylo- und Ontogenese. Neben die Phasen der Entwicklung und Aneignung der ‚Alphabetschrift‘ stellt er den Erwerb der Fähigkeit, mit der ‚Alphabetreihe‘ umzugehen, also Wörter alphabetisch zu sortieren. Gerade auch dieser bislang wenig untersuchte Aspekt des Schrifterwerbsprozesses muss sich, wie Günther darlegt, in Absehung vom Lautbezug vollziehen.

Mit einem verwandten Thema beschäftigt sich Albert Bremerich-Vos. Er stimmt Stetters Kritik am „Mimesisbild der Alphabetschrift“ zu, bestreitet aber dass dieses Bild für die heutige Schriftdidaktik in Deutschland (noch) leitend ist. Er fordert darüber hinaus aus schriftdidaktischer Sicht generell die empirische Überprüfung didaktischer Thesen ein, die sich aus neuen Wendungen der Schrifttheorie ergeben. Schließlich regt Bremerich-Vos an, in der Debatte um Lauttreue, Abbildfunktion und Autonomie der Schrift eine weitere Möglichkeit nicht außer Acht zu lassen: ‚Lauttreuem‘ Schreiben könnte als ‚nützlicher Fiktion‘ im Schrifterwerbsprozess auch eine produktive Rolle zukommen – eine Position, die eine interessante Debatte an der Schnittstelle von Schriftdidaktik, Psychologie und Schrifttheorie in Gang setzen könnte.

Der zweite Teil des Bandes geht dem „written language bias“ und dem „spoken language bias“ in Philosophie und Sprachwissenschaft nach, der Neigung also, einerseits die gesprochene Sprache implizit durch die Brille der geschriebenen zu betrachten („written language bias“), andererseits aber die gesprochene Sprache als Untersuchungsobjekt zu privilegieren („spoken language bias“). Jürgen Villers diskutiert diese latente Schriftfixiertheit der Sprachtheorie unter dem Stichwort ‚Skriptomorphismus‘. Hierbei geht

Villers bis in die antike Philosophie, insbesondere diejenige Platons, zurück, verortet das Problem aber auch in der modernen Linguistik und Philosophie. Eine in gewisser Hinsicht komplementäre Perspektive nimmt Frank Liedtke ein. Er beschäftigt sich mit der Zeitlichkeit des Mediums Schrift: ein bisher wenig behandeltes Thema, das jedoch – wie Liedtkes Beitrag deutlich macht – ein großes sprach- und medientheoretisches Potential aufweist. Insbesondere für die Sprechhandlungstheorie, die sich ja traditionell an der gesprochenen Sprache orientiert, eröffnen sich ganz neue Aspekte, wenn man auch das schriftsprachliche Handeln verstärkt in den Blick nimmt und dabei sowohl den Produktions- als auch den Rezeptionsprozess der schriftlichen Kommunikation medientheoretisch und pragmatisch untersucht.

Die Multimedialität von Sprache und die Interferenzen zwischen Mündlichkeit und Schriftlichkeit stehen im dritten Teil des Sammelbandes, „Medium und Medienwechsel“, im Zentrum. Ludwig Jäger stellt eine Verbindung zwischen der Transkriptionstheorie und dem kantischen Konzept der Hypotypose bzw. Darstellung her: Hypotyposen, von Kant als „Versinnlichungen“ von Begriffen und Ideen gefasst, werden als Transkriptionsprozesse lesbar, als intra- und intermediale Bezugnahmen, in denen sich die Semantik von Verstandesbegriffen und Vernunftideen allererst konstituiert. Jäger arbeitet heraus, dass Kants Begrifflichkeit zwar einerseits noch in bestimmten Denkschemata der repräsentationistischen Tradition verhaftet bleibt, andererseits aber auch die Sprachkonzeptionen Humboldts, Herders und Hegels theoretisch vorbereitet und sich für eine moderne Sprach- und Medientheorie fruchtbar machen lässt.

Der Beitrag von Gisela Fehrmann und Erika Linz setzt sich kritisch mit der stark rezipierten Medientheorie von Koch/Oesterreicher auseinander. Fehrmann und Linz entfalten die These, dass Koch und Oesterreicher eine Theorie der Medien entworfen haben, in welcher Medialität im Grunde genommen gar keinen Platz hat, da die medialen Unterschiede zwischen den verschiedenen Erscheinungsformen von Sprache hier zugunsten der Konzeptionalität („Sprache der Nähe – Sprache der Distanz“) marginalisiert werden. Dieses Verschwinden der medialen Dimension führen Fehrmann und Linz letztlich auf eine Auffassung von Kommunikation zurück, die monomediale Kommunikationsformen einander gegenüberstellt, anstatt die vielfältigen inter- und intramedialen Bezugnahmen in den Blick zu nehmen, die mit jeder Kommunikationsform gegeben sind – wie der Beitrag am Beispiel des Mediums Gebärdensprache eindrücklich zeigt.

Um das Problem des Medienwechsels geht es auch in Hans Julius Schneiders Aufsatz, in dem die Frage der interkulturellen Übersetzbarkeit grundsätzlich diskutiert wird. Dabei unterscheidet Schneider terminologisch zwischen „Transposition“, „Übersetzung“ und „Übertragung“ als Modellen

des „Transports semantischer Gehalte“ zwischen Sprachspielen. Er entwirft gegen die Vorstellung einer medienneutralen „Transposition“, die implizit am Ideal notationaler Systeme orientiert ist, ein pragmatisches, am späten Wittgenstein ausgerichtetes Modell der „Übertragung“.

Mediale Unterschiede zwischen mündlicher und schriftlicher Kommunikation beschreibt der Beitrag von Josef Klein. Er führt am Beispiel realer politischer Diskussionsbeiträge praktische Konsequenzen von Mündlichkeit und Schriftlichkeit vor: In der Mündlichkeit werden medial bedingte Kontrollschwächen strategisch ausgenutzt.

Die Beiträge des vierten Teils fokussieren die historische und die ästhetische Dimension von Schrift. In der Tat macht die Betrachtung von Schriften als autonomen Medien eine neue Auseinandersetzung mit dem Verhältnis von Schrift und Bildlichkeit sowie den Diskursen über die graphisch-materielle Dimension von Schrift notwendig. Mareike Buss und Jörg Jost beschäftigen sich mit zwei Metaphern, die im Diskurs über Schrift immer wieder eine zentrale Rolle gespielt haben: die Körper- und die Gewebe-Metapher. Buss und Jost zeigen, wie diese beiden Metaphern die materielle und die mediale Spezifik von Schrift und Text auf je eigene Weise hervorheben. Auch Thomas Niehr betont die materielle und die ästhetische Seite des Alphabets, aber aus einer eher historisch-politischen Perspektive. Schriftzeichen als (typo-)graphische Gestalten lassen sich mit zusätzlicher Bedeutung aufladen, wie Niehr am Beispiel der politischen Dimension der Frakturschrift darlegt. Er setzt sich kritisch mit der Programmatik des „Bundes für deutsche Sprache“ auseinander und zeigt, wie die dort geforderte Wiedereinführung der Frakturschrift mit einem nationalistisch gefärbten Purismus einhergeht: Es handelt sich – wie Niehr herausarbeitet – um ein Beispiel für die „Re-Ideologisierung von Schriftarten im 21. Jahrhundert“.

Der fünfte Teil des Bandes schließlich verfolgt den Gedanken der Pluralität der Schriftsysteme. Sonja Häffner geht dem Problem des linguistischen Relativismus für die Schrifttheorie nach: Wenn unsere linguistischen Beschreibungskategorien am Alphabet ausgerichtet sind, benötigt man eine alternative Beschreibungssprache, um Schriften nicht-alphabetischer Schrifttypen gerecht zu werden. Sie entwirft – in Rückgriff auf Stetters „System und Performanz“ – eine an Goodmans Symboltheorie orientierte Beschreibung der japanischen Kanji. Komplementär zu diesem systematischen Blick, lässt sich Soichiro Itodas und Hans-Joachim Knaups Beitrag zur Geschichte der japanischen Schrift lesen. Itoda und Knaup zeichnen die Entstehung der Kana-Matrix aus dem Zusammenwirken von japanischer Mündlichkeit und den Schrifttraditionen des Chinesischen und des Sanskrit nach sowie die Geschichte der Transkriptionssysteme, die das Japanische im lateinischen Alphabet notieren. Die schiere Komplexität dieser Entwicklungen kann eine ungefähre Vorstellung davon geben, was es heißt, den Gedan-

ken einer Pluralität der Schriftsysteme ernst zu nehmen und die jeweilige Ausdifferenzierung schriftlicher Ausdrucksformen konkret zu beschreiben.

Ausgehend von Christian Stetters Philosophie der Schrift sind die Autorinnen und Autoren dieses Bandes Fragen aus Ästhetik und Orthographietheorie, Schriftdidaktik und Japanologie, moderner Medientheorie und der Geschichte der griechischen Philosophie nachgegangen. Die Beiträge lassen ahnen, wie weitreichend die Konsequenzen einer neuen Perspektive auf das Medium Schrift sein können, und wieviele weitere brisante Fragestellungen noch offen sind.

Literatur

- Humboldt, Wilhelm von (1963 [1824]): „Über die Buchstabenschrift und ihren Zusammenhang mit dem Sprachbau“. In: Wilhelm von Humboldt: Schriften zur Sprachphilosophie. Werke in fünf Bänden. Herausgegeben von A. Flitner und K. Giel. Bd. III – Darmstadt: Wiss. Buchges.
- Platon (1990): Werke in acht Bänden. Griechisch und Deutsch. Übersetzt von Friedrich Schleiermacher, herausgegeben von Gunther Eigler. – Darmstadt: Wiss. Buchges.
- Krämer, Sybille (1998): „Das Medium als Spur und als Apparat“. In: Sybille Krämer (Hg.): Medien, Computer, Realität. Wirklichkeitsvorstellungen und Neue Medien. – Frankfurt a.M.: Suhrkamp, S. 73–94.
- Stetter, Christian (1997): Schrift und Sprache. – Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- (2004): „Einleitung: Wilhelm von Humboldts Sprach-Philosophie und die moderne Linguistik“. In: Wilhelm von Humboldt: Grundzüge des allgemeinen Sprachtypus. Herausgegeben von Christian Stetter. – Berlin: Philo, S. 9–32.
 - (2005): System und Performanz. Symboltheoretische Grundlagen von Medientheorie und Sprachwissenschaft. – Weilerswist: Velbrück.

I.

Alphabetschrift und Orthographie

Peter Eisenberg

Schreibvarianten

1. Wertung im Wandel

Wenn es um praktische Zwecke geht, wird mit dem Begriff der sprachlichen Variante meist ziemlich umstandslos operiert, das gilt auch und in besonderem Maß für die Schreibvariante. Wie monoseme Einheiten prinzipiell zu bewerten sind, hängt unter anderem daran, in welches Verhältnis man sie zu den polysemen setzt. So ist von Interesse, dass letztere für die Konstruktion der idealen Sprache eine entscheidende Rolle spielen: „Man kann der natürlichen Sprache ihre Homonymien und Polysemien nicht austreiben. Die hier [in Wittgensteins „Tractatus“] postulierte *ars characteristic* ist nur zu schaffen, indem man eine Sprache so konstruiert, dass jede Differenz des signifié durch eine ‚entsprechende‘ Differenz des signifiant bezeichnet, d.h. äußerlich bzw. formal kenntlich gemacht wird. Diese Forderung – denn um eine solche handelt es sich, nicht um eine Beschreibung – ist nur zu realisieren in der Schrift.“ (Stetter 1997: 525) Der Umkehrschluss ist zulässig, darauf kommen wir später zu sprechen. Es besteht dann eine eindeutige Zuordnung zwischen signifiant und signifié. Die Forderung ist erfüllt oder näherungsweise erfüllt auch für eine große Zahl von Sprachen, die praktischen Zwecken dienen und für die menschliche Wahrnehmung als geschriebene in Erscheinung treten, von der Begriffsschrift über wissenschaftliche Kalküle jeder Art bis hin zu Programmiersprachen, und sie findet ihren Niederschlag bis weit in die Vokabulare einfacher Fachsprachen hinein.

Für den allgemeinen Gebrauch der normalen Sprache gilt beinahe das Gegenteil. Jede Stillehre enthält Sätze wie „Synonyme sind sinnverwandte Wörter, die einen Text abwechslungsreicher gestalten“ oder „Wiederholungen und Widersprüche im Sprachgebrauch werden häufig als Stilbruch verstanden und gemeinhin als stilistische oder argumentative Fehler eingestuft.“ (Wahrig 2003: 616; 620). Könnte etwas Vergleichbares nicht auch für Schreibvarianten gefordert werden?

Im Allgemeinen zweifelt heute kaum jemand daran, dass Schreibvarianten zu vermeiden sind, und wenn nicht, dann aus anderen Gründen als der stilistischen Varianz. Gerade deshalb ist von Interesse, dass dies in der Geschichte des Deutschen nicht immer so war. Als ab der Mitte des 13. Jahrhunderts das Lateinische in vielen Textsorten des Geschriebenen mehr und mehr vom

Deutschen abgelöst wurde, war stilistische Varianz ein treibender Faktor der Entwicklung. Man schrieb Latein weitgehend einheitlich, Deutsch aber für einen Zeitraum von über zweihundert Jahren durchaus nicht. In Voeste (2008) wird dargelegt und begründet, wie wichtig die Vielfalt der Schreibvarianten für die Entwicklung unserer Orthographie wurde. Über dem vorhandenen Formenreichtum konnten sich die Veränderungen hin zu silbischen und morphologischen Schreibungen entfalten. Mit der Durchsetzung dieser Regularitäten ging der stilistische Eigenwert von Schreibvarianten verloren, die historischen Lehren bleiben aber: Unterdrückung von Varianz kann natürliche Entwicklungen behindern ebenso wie ihre beliebige Forcierung. Die prinzipielle Schwierigkeit besteht ja darin, dass Orthographien explizit normiert sind und Normierungen im Einklang mit solchen Veränderungen vorgenommen werden sollten, die sich auch ohne Normierung abspielen würden. Dies zu beherrzigen ist die eigentliche Aufgabe und Kunst, der sich alle an Normierungsprozessen Beteiligten zu stellen haben. Normierung läuft dann auf Vereinheitlichung, nicht aber auf Einführung neuer Schreibweisen hinaus.

Wir sind gegenwärtig weit davon entfernt, einen Normierungsprozess der beschriebenen Art für die deutsche Orthographie in Gang setzen zu können. Man streitet darüber, welche Schreibvarianten zugelassen werden sollen, welche es überhaupt gibt und was man unter diesen Begriff zu fassen hat. Dem wird im folgenden unter Berücksichtigung der durch die Neuregelung entstandenen Situation nachgegangen. Abschnitt 2 macht Aussagen über Varianten vor und nach 1996, Abschnitt 3 kommt auf noch virulente Auseinandersetzungen zu sprechen und in Abschnitt 4 werden Überlegungen zum Umgang mit dem Variantenbegriff vorgetragen.

2. Mehr oder weniger Varianten?

Selbst wenn man ganz unkritisch mit dem Begriff Schreibvariante umgeht, ist es schwierig, ein klares Bild davon zu gewinnen, was die Neuregelung der Orthographie von 1996 in dieser Hinsicht bewirkt hat. Den Neureglern selbst ging es wohl eher darum, die Zahl der Varianten zu reduzieren. Sie verstehen sich mehrheitlich als Normsetzer, und „Die Kodifizierung der Rechtschreibregeln führt in Europa jeweils zu einem nationalen Ausgleich der Schreibvarianten. [...] Die Rechtschreibung ist [...] der einzige sprachliche Bereich, in den der Staat regulierend eingreift. Die Zahl der Varianten wird – anders als in den Bereichen Lautung, Flexion, Syntax – stark reduziert.“ (Augst/Schaeder 1997: 6).

Anders sieht es die Dudenredaktion. Über die Neuregelung von 1996 heißt es, die Dudenredaktion sei „keineswegs der Meinung, dass die neue forcierte Variantenvielfalt tatsächlich in jedem Fall die beabsichtigte Vereinfachung der schriftlichen Kommunikation mit sich bringt; nach ihrer Einschätzung ist Eindeutigkeit oft der bessere Weg zur Einfachheit.“ (Scholze-Stubenrecht 1997: 206). In einer größeren Öffentlichkeit wurde die Neuregelung mal so und mal so gehandelt; einerseits als Liberalisierung, aber durchaus auch als Vereinfachung im Sinne der Dudenredaktion. Dabei ist jedenfalls nach Bereichen zu differenzieren. In der Fremdwortschreibung werden Neuerungen im Allgemeinen neben die alten Schreibungen gestellt: „Im Prozess der Integration entlehnter Wörter können fremdsprachige und integrierte Schreibung nebeneinander stehen.“ (Deutsche Rechtschreibung 1996: 31; 38). Dagegen wurde bei der Groß- und Kleinschreibung wie bei der Getrennt- und Zusammenschreibung ausdrücklich mit dem Ziel geregelt, zu ‚eindeutigen‘ Schreibungen zu gelangen.

Scheinbar einfacher wird es durch die Vorschläge des Rates für deutsche Rechtschreibung aus dem Jahr 2006. Man ist sich weitgehend einig, dass nun noch mehr Varianten zugelassen sind, und meist wird dies kritisiert. Es wird sogar dann kritisiert, wenn man die Vorschläge im übrigen gar nicht so schlecht findet. Für die weitere Arbeit des Rates fordert etwa Munske unter Verwendung des gelungenen Bildes vom gelichteten Salat: „Erste und dringende Aufgabe in der Sache ist die Lichtung des Variantensalats in der Rechtschreibung.“ (FAZ vom 31. März 2006: 37). Es entstand allgemein der Eindruck, der Rat habe seine Vorschläge jedermann dadurch schmackhaft machen wollen, dass er alles erlaubt. Materiell untermauert wurde diese Sicht auf den Rat als Ansammlung von Chamberlains und Warmduschern durch Beispiellisten zur Variantenführung. So erschien unmittelbar neben einem Artikel von Eisenberg in der Süddeutschen Zeitung vom 4./5. März 2006 eine solche Liste, die vom Orthographieexperten Reinhard Markner zusammengestellt war. Hier ein Teil des Abschnitts zur Getrennt-/Zusammenschreibung (Einträge, die in den drei Spalten übereinstimmen, wurden weggelassen).

(1) Frühere Schreibung	Regelwerk von 1996	Vorschläge des Rates
<i>abscheuerregend</i>	<i>Abscheu erregend</i>	<i>Abscheu erregend / abscheuerregend</i>
<i>blutsaugend</i>	<i>Blut saugend</i>	<i>blutsaugend</i>
<i>freischaffend</i>	<i>freischaffend</i>	<i>frei schaffend / freischaffend</i>
<i>freilebend</i>	<i>frei lebend</i>	<i>frei lebend / freilebend</i>
<i>zeitraubend</i>	<i>Zeit raubend</i>	<i>Zeit raubend / zeitraubend</i>

Frühere Schreibung	Regelwerk von 1996	Vorschläge des Rates
<i>nichtssagend</i>	<i>nichts sagend</i>	<i>nichts sagend / nichtssagend</i>
<i>meistbietend</i>	<i>meist bietend</i>	<i>meist bietend / meistbietend</i>
<i>vielsagend</i>	<i>viel sagend</i>	<i>viel sagend / vielsagend</i>
<i>rechtsaußen</i>	<i>rechts außen</i>	<i>rechts außen</i>
<i>hochbegabt</i>	<i>hoch begabt</i>	<i>hoch begabt / hochbegabt</i>
<i>hochgebildet</i>	<i>hoch gebildet</i>	<i>hoch gebildet / hochgebildet</i>
<i>selbstgemacht</i>	<i>selbst gemacht</i>	<i>selbst gemacht / selbstgemacht</i>
<i>schwerbehindert</i>	<i>schwer behindert</i>	<i>schwer behindert / schwerbehindert</i>

Die Botschaft einer solchen Tabelle ist klar: rechts haben wir den Bleihaufen, Varianten über Varianten. Links und in der Mitte tauchen kaum welche auf. Zwar unterscheiden sich alte und 1996 neu geregelte Rechtschreibung erheblich, gemeinsam ist ihnen aber die vergleichsweise große Eindeutigkeit.

Der Eindruck trügt. Betrachten wir den ersten Eintrag *abscheuerregend*. Der alte Duden enthielt dieses Wort als Lemma. Er stellt damit fest, dass es das Wort als lexikalisierte Einheit gibt. Entstanden ist es durch Inkorporation des direkten Objekts in ein Partizip. Solche Prozesse sind grammatisch gut beschrieben. Grundlage ist eine Konstruktion, die etwa als sogenanntes erweitertes Partizipialattribut in Erscheinung tritt und von *Blut spendende Studenten* bis *Information liefernde Umfragen* Klassen von Substantiven ergreift, die als direktes Objekt artikellos stehen können. Die einzige grammatische Feststellung von Gewicht ist: Wenn Inkorporation stattfindet, folgt nicht, dass die betroffene Basiskonstruktion verschwindet. Selbstverständlich bleibt sie immer möglich und wir haben neben *Blut spendende Studenten* und *Information liefernde Umfragen* auch *Abscheu erregende Bluttaten*. Das Rechtschreibwörterbuch verzeichnet syntaktische Phrasen wie *Blut spendend*, *Information liefernd* und *Abscheu erregend* im Allgemeinen nicht. Es enthält Wörter als Lemmata und nur in besonderen Fällen auch syntaktische Phrasen. Bei einer Konstruktion, die derart produktiv ist wie die in Rede stehende, ist das auch gar nicht anders möglich.

Die rechte Seite des ersten Eintrags der Liste in (1) stellt also keine Neuerung dar, sondern sie stellt das wieder her, was bis 1996 möglich war. Für andere Einträge gelten analoge Überlegungen. Werden sie berücksichtigt, sieht die Beispielliste so aus:

(2) Frühere Schreibung	Regelwerk von 1996	Vorschläge des Rates
<i>abscheuerregend / Abscheu erregend</i>	<i>Abscheu erregend</i>	<i>Abscheu erregend / abscheuerrgend</i>
<i>blutsaugend / Blut saugend</i>	<i>Blut saugend</i>	<i>blutsaugend</i>
<i>freischaffend / frei schaffend</i>	<i>freischaffend</i>	<i>frei schaffend / freischaffend</i>
<i>freilebend / frei lebend</i>	<i>frei lebend</i>	<i>frei lebend / freilebend</i>
<i>zeitraubend / Zeit raubend</i>	<i>Zeit raubend</i>	<i>Zeit raubend / zeitraubend</i>
<i>nichtssagend / nichts sagend</i>	<i>nichts sagend</i>	<i>nichts sagend / nichtssagend</i>
<i>meistbietend / meist bietend</i>	<i>meist bietend</i>	<i>meist bietend / meistbietend</i>
<i>vielsagend / viel sagend</i>	<i>viel sagend</i>	<i>viel sagend / vielsagend</i>
<i>rechtsaußen / rechts außen</i>	<i>rechts außen</i>	<i>rechts außen</i>
<i>hochbegabt / hoch begabt</i>	<i>hoch begabt</i>	<i>hoch begabt / hochbegabt</i>
<i>hochgebildet / hoch gebildet</i>	<i>hoch gebildet</i>	<i>hoch gebildet / hochgebildet</i>
<i>selbstgemacht / selbst gemacht</i>	<i>selbst gemacht</i>	<i>selbst gemacht / selbstgemacht</i>
<i>schwerbehindert / schwer behindert</i>	<i>schwer behindert</i>	<i>schwer behindert / schwerbehindert</i>

Schon der visuelle Gesamteindruck ist ein ganz anderer als in (1). Er steht dafür, dass der Rat tatsächlich im wesentlichen rückgebaut hat und er steht auch dafür, dass die Neuregelung von 1996 tatsächlich rigide war. Der Rat hat Varianten wieder zugelassen, die es immer gegeben hat.

Die Liste in (2) steht noch für etwas anderes. Der Orthographieexperte kennt die alte Rechtschreibung nicht recht, und leider steht er damit nicht allein. Viele, sehr viele Listen des Typs linke Spalte von (1) sind im Lauf der Zeit veröffentlicht worden, nicht nur von hastig arbeitenden Journalisten. In einer Broschüre mit dem Titel „... nur Mut. Die Neuregelung der deutschen Rechtschreibung“, die vom Ministerium für Bildung, Jugend und Sport des Landes Brandenburg im Jahr 1997 herausgegeben und an die Lehrer des Landes verteilt wurde, finden sich als ‚alte Schreibungen‘ *nahestehend, soviel, wieviel* und andere. Natürlich waren aber auch *nahe stehend, so viel, wie viel* möglich. Die Broschüre ist auf Grundlage des von Klaus Heller verfassten Sprachreports vom Juli 1996 und „mit Unterstützung ausgewiesener Experten“ erstellt worden, bei denen es sich nach Auskunft des damaligen Staatssekretärs ausschließlich um Mitglieder der Zwischenstaatlichen Kommission für deutsche Rechtschreibung gehandelt hat.

3. Varianten werden vereinnahmt

Die vom Rat für deutsche Rechtschreibung vorgeschlagenen Schreibweisen sollen dem tatsächlichen Schreibgebrauch wieder zu seinem Recht verhelfen. Es ist deshalb in der Neufassung des Regelwerks wo möglich vom Schreibgebrauch die Rede, beispielsweise wird schon im Geleitwort des Vorsitzenden von der „Ausrichtung am Schreibgebrauch“ gesprochen, ähnlich im Vorspann zum Abschnitt Getrennt- und Zusammenschreibung (Deutsche Rechtschreibung 2006: 35). Eine kurzfristig nicht behebbare Schwierigkeit besteht nun darin, dass während der vergangenen zwölf Jahre bestimmte Schreibweisen kategorisch ausgeschlossen waren und man deshalb den Schreibgebrauch im Sinne einer fundierten Gebrauchsnorm gar nicht erheben kann. Gerade im Bereich der Getrennt- und Zusammenschreibung sind nach 1996 gravierende Veränderungen eingetreten, die man zum Teil als erzwungen und zum Teil als Übergeneralisierungen der geltenden Regelung anzusehen hat. In dieser Situation konnte der Rat gar nichts anderes tun, als Schreibweisen zuzulassen, die als ‚Kandidaten‘ infrage kommen, und damit die Hoffnung verbinden, der Schreibgebrauch werde sich im gegebenen Rahmen wieder frei entwickeln. Jacobs (2007: 78) übt harsche Kritik an dieser Strategie, indem er geltend macht, das Zulassen freier Varianten führe „zu einem in seiner Ausdrucksfähigkeit verarmten System.“ Die Kritik ist ebenso unverständlich wie verständnislos.

Das von einem historisch wie systematisch begründeten Rationalitätsanspruch getragene Vorgehen des Rechtschreibrates reibt sich nun aber auch mit den praktischen Bedingungen seiner Umsetzung, die es in Teilen auszuhebeln drohen. Erwartet worden war, dass schon die allgemeine Ermattung zu einer Beruhigung der Gesamtsituation führen würde. Teilweise ist das auch der Fall, aber eben nur teilweise. Nach wie vor werden unnachgiebig Positionen vertreten, die an sich vorhandene Bewegungsmöglichkeiten einschränken wollen und ‚Schreibvariante‘ als Kampfbegriff verwenden. Kurz gesagt macht eine Seite die alte Orthographie zum Fetisch, die andere tut dasselbe mit der Neuregelung von 1996. Auseinandersetzungen werden über die Propagierung jeweils passender Varianten ausgetragen. Besonders heftig streitet man noch in der Schweiz.

Im Memorandum vom 1. Juni 2006, das die Schweizer Orthographische Konferenz, ein Verein zur Wiederherstellung der alten Orthographie, veröffentlichte, heißt es: „Die Schweizer Orthographische Konferenz empfiehlt der Presse, den Nachrichtenagenturen und den Buchverlagen in der Schweiz, bei Varianten in der Rechtschreibung [...] die herkömmliche anzuwenden [...].“ Einen ähnlichen Grundsatz verfocht die FAZ, als sie nach langem Zögern beschlossen hatte, zum 1. Januar 2007 erneut auf neue Rechtschreibung

umzustellen. Sie „tut dies, weil die Reform der Reform die bewährte Schreibweise in wesentlichen Teilen wieder für zulässig erklärt hat. Wer will, kann also weiterhin weitgehend der bewährten Rechtschreibung folgen, und diese Zeitung wird dies tun.“ (FAZ vom 2.1.2006: 1). In derselben Ausgabe liest man auch: „Die Reform der Rechtschreibreform erlaubt in den meisten Fällen wieder die Verwendung bewährter Schreibweisen, wie sie vor der Reform gebräuchlich waren und außerhalb der Schule immer noch gebräuchlich sind. In zahlreichen Fällen nennen die Wörterbücher mehrere zulässige Varianten, wobei die Redaktion des „Wahrig“ in der Regel die bewährte Schreibweise empfiehlt, während die Duden-Redaktion entgegen den Empfehlungen des Rates für Rechtschreibung überwiegend der reformierten Schreibweise den Vorzug gibt.“

Verhielte es sich so, würde auch der Wahrig den Empfehlungen des Rates zuwiderhandeln, denn es geht ja darum, dem Schreibgebrauch erst einmal eine Chance zu geben. Die harte Position wird aber dem Duden zugeschoben: Er wolle die Regelung von 1996 so weit wie irgend möglich retten. Für die Schweiz macht man das insbesondere am Schülerduden fest, der für dieses Land in einer speziellen, von Sitta und Gallmann verantworteten Ausgabe erscheint und Grundsätzen folgen soll wie „Die Getrennschreibung ist jedoch vorzuziehen, da sie dem Normalfall entspricht.“ (dazu weiter Stirnemann 2006a, b).

Niemand vertritt m.W. die Auffassung, man solle generell eine und genau eine Schreibung für den allgemeinen Gebrauch auszeichnen, so offensiv wie die Duden-Redaktion. Die 24. Auflage des Rechtschreibdudens enthält tausende von gelb unterlegten Schreibungen, die als jeweils erste empfohlen werden. In den Wochen nach Inkrafttreten der Regelung von 2006 wurden unter der gleichbleibenden Überschrift „Die Dudenempfehlung des Tages“ zahlreiche Anzeigen dazu veröffentlicht, gelegentlich erscheinen sie noch immer, z.B. „*neu eröffnet* und *neueröffnet* – beide Schreibweisen sind richtig. Wir empfehlen *neu eröffnet*, weil auch *neu eröffnen* getrennt geschrieben wird.“ (SZ vom 9./10.9.2006: 6); oder „*Riester-Rente* und *Riesterrente* – beide Schreibweisen sind richtig. Wir empfehlen *Riester-Rente*, weil durch den Bindestrich der Personennamenname deutlich hervorgehoben wird.“ (SZ 23./24.9.2006: 10). Dem aufmerksamen Leser wird aufgefallen sein, dass *Riester-Rente* unter der Überschrift *Dudenempfehlung* erscheint, d.h. *Riester* als wichtig und *Duden* als weniger wichtig anzusehen wäre. Irgendwann muss das der Duden-Redaktion aufgefallen sein, denn später lautet eine Anzeige „*Duden-Empfehlung* oder *Dudenempfehlung*? [...] Beide Schreibweisen sind richtig, wir empfehlen die zweite, denn Zusammensetzungen mit Personennamen schreibt man im Allgemeinen zusammen.“ (SZ vom 24./25.2.2007: 6). So kann es gehen.

Wie gesagt: ein solches Vorgehen entspricht prinzipiell nicht den Intentionen des Rechtschreibrates, weil erneut das Verhältnis von Norm und Gebrauch auf den Kopf gestellt wird. Eine andere Frage ist aber, wie weit der Duden tatsächlich an der Regelung von 1996 festhält. Um das zu klären, wäre mehr als eine Stichprobe an ausgewählten Beispielen notwendig. Einige Hinweise geben immerhin die „Variantenempfehlungen“, die das Wörterbuch enthält (Duden 2006: 19). Sie liefern ein durchaus uneinheitliches Bild. So wird beim Typ *gewinnbringend/Gewinn bringend* „in der größeren Zahl von Fällen die früher vorwiegend übliche Zusammenschreibung“ empfohlen, während für den Typ *stehenlassen/stehen lassen* „auch bei übertragener Bedeutung“ Getrennschreibung gelten soll. Wie sich dies im Gesamtwortschatz niederschlägt, ist nicht ohne weiteres festzustellen und m.W. bisher auch nicht festgestellt worden. Jedenfalls forciert der Duden nicht einfach die Schreibvarianten von 1996, zumal es, wie oben gezeigt, viele der 96er Schreibungen auch früher schon gab.

4. Rechtschreibregel und Schreibvariante

Linguistisch von Interesse ist letztlich die hinter den bisherigen Ausführungen lauende Frage, wann unterschiedliche Schreibweisen überhaupt als Varianten anzusehen seien. Sind sie das nicht, dann darf nach dem üblichen Verständnis vom Sinn sprachlicher Normen auch keine von ihnen ausgeschlossen werden. Es soll nun an einigen Beispielen verdeutlicht werden, welche Art von Rasonnement den Rechtschreibrat überzeugt und die entsprechenden Schreibweisen ermöglicht hat. Wir betrachten wieder einige Fälle von Getrennt- und Zusammenschreibung.

Noch vergleichsweise durchsichtig ist die Lage bei den Objektsprädikativen. Der Prototyp mit einfachem Adjektiv wie *blankputzen*, *glathobeln*, *kleinschneiden* lässt auch Getrennschreibung zu. Das Resultat der Verbalhandlung kann ja sowohl ein glattes als auch ein glattgehobeltes Brett sein, deshalb handelt es sich nicht um Schreibvarianten. Im amtlichen Regelwerk (§ 34, 2.1) erscheinen die Schreibweisen aber wie bei Duden und Wahrig als solche, obwohl im Rat gerade die Darlegung des Unterschieds überzeugt hat. Strategisch stünde nun die Aufgabe an, die Systematizität der Verwendungen beider Schreibweisen in größeren Datenmengen zu ermitteln. Irgendwann sollten wir herausfinden, ob die Schreibenden beide Schreibweisen brauchen und wie sie sie verteilen.

Argumentativ schwierig wurde es bei den Erstgliedern *tot* und *voll*, ähnlich bei *fest*. Hier dominiert, so weit wir aus Korpusrecherchen wissen, ein-